

Heinz Theisen

Nachruf auf Samuel P. Huntington

Wäre Samuel Huntingtons Analyse vom „Kampf der Kulturen“ schon Mitte der neunziger Jahre ernst genommen worden, wäre der Welt einiges erspart geblieben. Ihre Verdrängung hat dazu beigetragen, dass das Amerika der neunziger Jahre islamistische Terroranschläge als lokale Konvulsionen interpretierte, den Umtrieben von Al-Qaida in Afghanistan untätig zusah und jene überaus laschen Einreisekontrollen betrieb, die den 11. September erst möglich machten. Europa leistete sich eine Asyl- und Einwanderungspolitik, die selbst Dschihadisten Gastrecht gewährte. Deutschland erwarb sich den schändlichen Ruf als „Ruheraum“ für islamistische Terroristen.

Nach dem 11. September verführte sein politischer Universalismus den Westen zu der irrigen Annahme, Afghanistan oder der Irak ließen sich zu Zivilgesellschaften und rechtsstaatlichen Demokratien transformieren. In beiden Ländern scheitert auch die Logik der multilateralen Kooperation an kulturellen Grenzen. Die Besetzung Afghanistans wurde von den Vereinten Nationen unterstützt. An den bald acht Jahre andauernden Anstrengungen beteiligen sich die Truppen von 40 Staaten, zumeist von Nato-Ländern. Die Weltbank, Behörden für Entwicklungszusammenarbeit wie die USAID, nationale Regierungen und Nichtregierungsorganisationen bemühen sich unter Einsatz ihres Lebens und mit Milliardensummen um die Vernetzung militärischer, finanzieller, politischer und ziviler Wiederaufbauhilfe. Die Ergebnisse stehen in keinem Verhältnis zum Aufwand.

Gewiss sollte man keine falschen Feindbilder schaffen: dies gilt aber auch für falsche Freundbilder. Der „Kampf der Kulturen“ ist keine Erfindung von Samuel Huntington, wie uns Legionen seiner Kritiker einzureden versuchen. Huntington wurde beinahe täglich widerlegt, was allerdings den Verdacht nährt, dass es bis dahin nie gelungen war, ihn zu widerlegen. Seine Kritiker wollten nicht wahrhaben, dass gerade in einer immer interdependenten Weltzivilisation Kämpfe zwischen den Kulturen drohen, weil diese durch größere physische Nähe häufiger aufeinander stoßen. Wenn schließlich der politische Universalismus des Westens auf den religiösen Universalismus des Islams prallt, drohen die Kämpfe zu Kriegen zu eskalieren. Aber auch die Ethnien und Sprachgruppen – immerhin gibt es etwa 10000 davon auf der Welt – mobilisieren häufig ihre Identitäten für ihre Interessenkonflikte.

Der Politikwissenschaftler Huntington hatte vor allem in den Sozialwissenschaften einen schweren Stand. Hinter der dort gängigen Verleugnung der Bedeutung von Kultur verbarg sich der alte, mal marxistische, mal liberalistische Materialismus. In jedem Fall gilt dem Materialismus die Kultur nur als „Überbau“. Entscheidend seien die sozial-ökonomische Basis und die jeweiligen, offenkundig objektiv ermittelbaren „Interessen“. Damit wurde die platonisch-christliche Lehre vom Vorrang der Ideen umgedreht, ein Kampf von Werteordnungen galt als abwegig.

Gegenüber den unterschiedlichen idealistischen Werten beziehen seine Kritiker meist eine relativistische Haltung. Dieser Kulturrelativismus verzögerte das Verstehen des Islamismus um ein Jahrzehnt. Anstelle des neuen Totalitarismus kritisierten sie meist nur Amerikas Verhalten und Reaktion auf den Islamismus. Während sie hierbei exzessive Kritik übten, sahen sie nichtwestlichen Kulturen fast alles nach. Auch mit islamischen Fundamentalisten wollten sie um beinahe jeden Preis ins Gespräch kommen, obwohl diese den Dialog oft nur als Gelegenheit zur Mission missbrauchten. Da Islamisten Kritik als Beleidigung und Bedrohung ihrer Integrität und Identität werten, verzichteten sie allzu oft auf Kritik des anderen. Statt konkreter Gegenseitigkeiten suchten sie allgemeine Gemeinsamkeiten. Sie staunen heute noch über die „Wiederkehr der Religionen“, obwohl diese außerhalb Europas nie verschwunden waren und sich auch in Europa nur als politische Ideologien verkleidet hatten.

Politologen reduzieren die Wirklichkeit meist auf Machtstrukturen. In der „wirklichen Weltpolitik“ – so etwa Dieter Senghaas – folge das Außenverhalten der maßgeblichen Akteure weiterhin einer Logik, die sich eher aus den Impulsen der internationalen Beziehungen als aus inneren Kulturimpulsen ableite. Wo sich auf der internationalen Bühne Macht zusammenballe, formiere sich Gegenmacht; hegemoniale Bestrebungen erzeugten fast instinktiv gegenläufige Strategien. Wenn sich nationale Ziele nicht im Alleingang verwirklichen ließen, versuchten Staaten sie über multilaterale Kooperation zu erreichen. Kulturelle Nähe spiele dabei keine Rolle. Hier werden Strukturen aus derart allgemeinen Begriffen erklärt, dass im Grunde nichts erklärt wird.

Angesichts des eingetretenen Bedeutungsschwunds politischer Ideologien müssen sich politische Mächte entweder materiell oder ideell legitimieren. Da ewige Prosperität nirgends zu erwarten ist, können sie nicht auf eine Wertebasis verzichten. Die plumpe Entgegensetzung von ökonomischen und ideellen Faktoren ist eine Erblast des Marxismus. Aber weder Idealismus noch Materialismus erfassen die Komplexität einer Welt, in der materielle und ideelle Kategorien interagieren. Friedrich A. von Hayek hatte zu Recht betont, dass es letztlich keine ökonomischen Ziele gebe. Alle Ziele, die Menschen durch ihr Wirtschaften verfolgen, lägen außerhalb der Wirtschaft. Die allgegenwärtige Interaktion zwischen ideellen und materiellen Antrieben zeigt sich auch im Zusammenfallen des religiösen Identitätswahns mit dem Öl. Umgekehrt ist auf Dauer keine Hardware ohne Software, kein wirtschaftlicher Erfolg ohne kulturelle Kompetenzen möglich. Andererseits werden wirtschaftliche und machtpolitische Konflikte durch kulturgeleiteten Hass oft erst unlösbar.

Die wechselseitige Beeinflussung von Religion, Kultur, Wissenschaft, Ökonomie und Politik und manchem mehr erzeugt eine Komplexität, die in der Analyse nicht unterschritten werden darf. Natürlich ist es auch falsch, die Welt nur noch aus der Kulturperspektive zu betrachten. Diese Verzerrung unterläuft Huntington an der Stelle, wo er Kulturkämpfe zwischen China und den USA prognostiziert, obwohl in China der Prozess der Zivilisierung die Kultur fast völlig in den Hintergrund drängt.

Recht hat er vor allem mit seiner Analyse und Prognose zunehmender Kämpfe zwischen der islamischen und der westlichen Welt. Auch bei den immer wieder als Gegenargument angeführten Kämpfen innerhalb der islamischen Welt wie zwischen dem Iran und Irak handelt es sich eben doch wieder um religiös untermauerte Konflikte zwischen Schiiten und Sunniten. Auch hier dient Software als Abgrenzungskriterium im Kampf um Hardware. Auch entlasten uns innerkulturelle Konflikte im Islam nicht vom Konflikt mit dem Islam. Schiitische Hizbollah und sunnitische Hamas vereinen sich im Kampf gegen Israel. Gleichwohl sind die Kämpfe innerhalb des Islams eine Chance für den Westen, dem großen Kulturclash durch geschickte Zurückhaltung zu entgehen.

Der Kritik gegen das Sinnbild von Kulturen als geschlossenen Gebilden ist Recht zu geben, wenn es sich um offene Kulturen handelt. Die Hoffnung, dass wir alle mehrere Identitäten haben und nicht auf eine Identität festzulegen sind, gilt eben nicht für den Fundamentalismus. Die Reduktion der Identität auf eine Ethnie, Nation, Ideologie oder Religion und ihre dann drohende Verabsolutierung und Totalisierung, führt früher oder später zum Zusammenprall mit anderen Identitäten. Nicht die These vom „Kampf der Kulturen“ ist das Problem, sondern die eindimensionalen Identitäten erzeugen den Widerspruch zwischen der offenen Kultur, in der unterschiedliche politische, religiöse, regionale oder auch sexuelle Identitäten gelebt werden und einer fundamentalistischen Kultur.

In der offenen Gesellschaft gelten der Vorrang des Rechts gegenüber dem Herrschaftsanspruch von Ideologien und Personen, die Vormacht rationaler Ethik und eine säkularisierte Politik, das Überwiegen des rationalen über das magische Moment und die daraus resultierenden Bedeutung einer Konsensfindung, welches eine politische Opposition und individuelle Freiheitsrechte voraussetzt. Der

Islamismus erhebt dagegen zweifach sein Haupt: gegenüber anderen Funktionsbereichen wie Staat, Politik und Wissenschaft und gegenüber anderen Weltregionen und Weltreligionen, die als „Ungläubige“ allenfalls toleriert, aber nicht respektiert werden. Der darin zum Ausdruck kommende „Okzidentalismus“ ist nichts Neues. Antiliberale Affekte waren der gemeinsame Kern des politischen Totalitarismus des 20. Jahrhunderts. Die westliche Kultur ist eine beständige Provokation, dient aber auch als Ausrede vor eigenem Versagen. Der Islamismus steht dem westlichen Pluralismus entgegen, da er die Polaritäten von Religion und Politik, Staat und Gesellschaft, Religion und Wissenschaft, Kollektiv und Individuum aufheben will.

Die oft geforderte Differenzierung von Kultur und Religion ist angesichts dieser Totalität eben nicht möglich, da selbst im gemäßigten Islam Religion und Tradition ein kulturelles System bilden. Wer die Trennung von Glaube und Alltag, Religion und Politik ablehnt, darf sich nicht wundern, für manches verantwortlich gemacht zu werden. Die westliche Meinungsfreiheit gilt dem Islamismus als Bedrohung, so dass bereits ein kritischer Satz des Papstes oder eine Karikatur in einer dänischen Provinzzeitung Empörung und Aufruhr hervorrufen. Die Leichtigkeit, mit der hier Hunderttausende durch religiös-politische Parolen als eine jederzeit einsetzbare Droh- und Erpressungskulisse vorgeführt wurden, zeigt, wie schnell sich Kulturkonflikte in Kämpfe transformieren lassen.

Samuel Huntington hatte schon in den neunziger Jahren sowohl den Abschied vom Universalismus nach außen als auch vom Multikulturalismus nach innen gefordert. Die Sicherheit der Welt erfordere die Akzeptanz einer multikulturellen, d.h. nach Kulturkreisen geordneten Welt. Die Identität Amerikas erfordere dagegen die Behauptung der amerikanischen Leitkultur nach innen. Huntington lehnte sowohl den Kulturrelativismus als auch den politischen Universalismus ab, was moralischen Universalismus keineswegs ausschließt. Er erinnerte damit an die erfolgreiche Eindämmungsstrategie im Kalten Krieg. Der Westen schützte die eigenen Grenzen und Grundsätze in „wehrhafter Demokratie“ nachdrücklich nach innen, versuchte aber niemals, sie mit Gewalt in das Sowjetsystem hinein zu exportieren.

Warum findet diese erfolgreiche Strategie, die durchaus mit der späteren Entspannungsstrategie übereinging, keine Entsprechung gegenüber dem Islamismus? Dies ist nur aus der falschen Unterscheidung zwischen politischem und religiösem Totalitarismus zu erklären. In Wirklichkeit sind beide Bedrohungen für die Freiheit im Ergebnis eng verwandt. Aber auch die Gefahren des politischen Totalitarismus wurden erst nach verheerenden Irrtümern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstanden. Nachdem sich der Kulturrelativismus nach innen und der politische Universalismus nach außen als verfehlte Konzeptionen erwiesen haben, liegen die Auswege auf der Hand: Selbstbegrenzung und Selbstbehauptung nach innen und politischer Rückzug von außen. Huntington hat in den wesentlichen Politikfeldern Recht behalten.

Dies erkennen heute zunehmend diejenigen an, die in der politischen Verantwortung stehen und sich ein bloßes Gutmenschen-tum nicht mehr leisten können. So erklärt heute die niederländische Arbeiterpartei (PvdA), eine vormalige Hochburg des Multikulturalismus, die Konfrontation zu einem wichtigen Mittel der Integration. Es dürfe nicht nur die Alternative geben, abweichendes Verhalten von Einwanderern zu verbieten oder zu tolerieren. Auch vielen Dingen, die man nicht verbieten könne oder solle, müsse ohne Scheu vor Polarisierung eine andere Sicht entgegengestellt werden. In der neuen Partei-Resolution zur Integration heisst es: „Nie wieder dürfen wir den Fehler machen, Kritik an Elementen von Kulturen oder Religionen um der Toleranz willen herunterzuschlucken.“

In sich abgeschlossene Kulturen, in denen alternativlos Werte und Normen und nur ein Kulturstandard vorherrschen, werden immer seltener und der rationale Konflikt der Kulturen daher unausweichlich. Stefan Weidner spricht vom notwendigen Wettbewerb der kulturellen Ideen im weitesten Sinne: politisch, sozial, ökonomisch, religiös oder weltanschaulich. Darüber würde der „Kampf der

Kulturen zu einem kulturellen Kampf“. Wer diesen vermeiden will, entziehe sich dem Wettbewerb der Ideen um das bessere Leben, letztlich entziehe er sich dem Gespräch, welches die Differenz voraussetzt. Entweder leugnet er jeden Unterschied oder er setzt seine Sicht als letztgültige voraus. Doch ohne Kampf im Sinne von Konflikt und Wettbewerb kann es auch keine Verschmelzung und Integration, keine gegenseitigen Ergänzungen und Bereicherungen geben. Aus dem Schlagwort vom „Kampf der Kulturen“ gehen heute nach und nach differenzierte Konzepte für den notwendigen Konflikt der Kulturen hervor. Gerade um die physischen Kämpfe der Kulturen zu verhindern, brauchen wir den Konflikt der Werte und Worte.